

# Von amerikanischen Universitäten lernen?

## Anmerkungen zu einer Fulbright-Bildungsreise in die USA

Die 1946 vom US-Senator James William Fulbright ins Leben gerufene Fulbright Kommission hat sich der Förderung des akademischen Austausches zwischen den USA und anderen Nationen verschrieben. Eine besonders wichtige Achse bietet dabei der bilaterale Austausch zwischen den USA und Deutschland. Zu diesem Zweck vergibt die Kommission Stipendien an Wissenschaftler und Studierende und organisiert Workshops und Exkursionen. Dazu gehört auch das alle zwei Jahre in den USA stattfindende Seminar für Verwaltungsangestellte an deutschen Hochschulen, die sich dabei einen guten Überblick und fundierte Kenntnisse über das US-amerikanische Hochschulsystem aneignen können.

Vom 19. April bis zum 4. Mai hatte ich, gemeinsam mit 23 Kolleginnen und Kollegen von weiteren deutschen Universitäten und Fachhochschulen, das Vergnügen, an eben diesem Seminar for German Administrators in International Education teilzunehmen. Auf dieser Reise haben wir neben sechs Eliteuniversitäten, darunter Johns Hopkins University, College of William and Mary, New York University und Pennsylvania State University, auch ein Forschungszentrum, zwei High Schools und weitere Bildungsinstitutionen besucht. In der Folge möchte ich einige Eindrücke und Erkenntnisse die ich auf dieser Bildungsreise gewinnen konnte, schildern:

Zunächst einmal fällt dem Betrachter die grundlegende Heterogenität auf. Dies gilt sowohl für die Organisationsformen als auch für die Qualität der Institutionen. In den USA finden sich „Colleges“, die Universitäten sind, und „Universities“, die am ehesten mit Volkshochschulen oder Bildungsakademien verglichen werden können.

Aus deutscher Perspektive ist die marginale Rolle staatlicher Institutionen im US-amerikanischen Hochschulsystem ein weiteres herausragendes Merkmal. Die Autonomie der Hochschulen ist sehr stark ausgeprägt, und staatliche Interventionen sind die Ausnahme. Für amerikanische Hochschulen steht das Leitprinzip des Wettbewerbs im Vordergrund. Es geht für jede einzelne Institution zuallererst darum, sich von anderen Universitäten abzugrenzen und sich als ‚Marke‘ auf dem Bildungsmarkt zu platzieren. Konkurrenz steht hier deutlich vor Kooperation.

Besonders beeindruckt hat mich auch, welche enorme Bedeutung das Dreigespann ‚Alumni-Fundraising-Career Services‘ an amerikanischen Universitäten spielt. In diesen drei stark verzahnten Bereichen verfolgen hunderte von Angestellten überaus anspruchsvolle Ziele. So gelang es den 112 Fundraisern der Johns Hopkins University im vergangenen Jahr 252 Millionen US-Dollar für ihre Hochschule einzuwerben. Auch in die Rekrutierung von exzellentem wissenschaftlichen und Verwaltungspersonal stecken die Hochschulen große Energien und finanzielle Ressourcen.

Die Anwerbung von ausgezeichneten Studierenden mit Hilfe gut dotierter Stipendien, vor allem im postgraduierten Bereich, wird ebenfalls forciert. Auffällig ist weiterhin die grundlegende Dienstleistungsausrichtung, die zu einem hervorragenden, mitunter aber auch befremdlichen Ausmaß an Betreuung der Studierenden führt. Der ‚Rund-Um-Sorglos-Service‘ für die Studierenden scheint kritischem Denken und der Entwicklung der Studierenden hin zu autonomen Persönlichkeiten nicht unbedingt förderlich.

Negativ, und dies erscheint mir gravierend, fällt außerdem auf, dass die an vielen Universitäten horrenden Kosten eines Studiums die Zugangschancen für Studierende aus weniger wohlhabenden Elternhäusern deutlich einschränken. Neben diesem Gerechtigkeitsaspekt erscheinen mir die Mitsprache- und Mitgestaltungsmöglichkeiten für Studierende an amerikanischen Universitäten deutlich begrenzter als an deutschen Hochschulen.

Außerdem verdeutlichte mir die Reise, dass deutsche und US-amerikanische

Universitäten sich stark in der Vorstellung von Internationalisierung und dem Stellenwert, den sie der Thematik zuschreiben, unterscheiden. Während amerikanische Universitäten primär an einer möglichst internationalen Zusammensetzung ihrer Studierendenschaft interessiert sind, steht für deutsche Hochschulen auch ein Interesse an grundlegenden Kooperationen und Austausch im Vordergrund. In diesem Kontext scheint mir die Leibniz Universität Hannover, mit ihrer sich entwickelnden Internationalisierungsstrategie, gut positioniert zu sein.

Abschließend, und das ist mir auf der Reise deutlich geworden, kann es für deutsche Universitäten nicht darum gehen, blind Elemente von amerikanischen Hochschulen zu kopieren. Einiges, was auf den ersten Blick wünschenswert erscheint, ließe sich vielleicht gar nicht auf unsere Universitäten anwenden, bzw. birgt Risiken, die oft nicht auf den ersten Blick sichtbar sind. Eine Frage, der verstärkt Ressourcen und Energien gewidmet werden sollten, ist, wie es gelingen kann, Studierende, Absolventen und Mitarbeitende, sowohl in der Verwaltung als auch in Forschung und Lehre stärker an die Leibniz Universität zu binden. Diese Frage nach der Identitätsbildung berührt die Bereiche Service, Alumni, Fundraising und CareerServices. Hier können wir sicherlich einiges von unseren amerikanischen Kolleginnen und Kollegen lernen.

Marcus Hoppe